

Auf dem Weg in eine universale Diaspora*

von Eberhard Tiefensee

Einleitung

Biographien bestimmen Perspektiven. Aus seiner Haut kann keiner heraus – auch wenn jeder und jede aufgefordert ist, in der Kommunikation mit anderen seinen Horizont zu erweitern und ihn, so weit möglich, mit dem Horizont des Gegenübers zu verschmelzen. Bevor ich beginne, sollten Sie den Blickwinkel kennen lernen, aus dem heraus ich das Thema angehe. Ich bin in Sachsen-Anhalt geboren und in Leipzig aufgewachsen, d. h.: Ich kenne eigentlich nichts anderes als Diaspora. Bei meinen Großeltern machte der katholische Anteil lediglich 25 % aus; die Diaspora findet sich bei mir sozusagen schon in den Chromosomen. Immer habe ich in Diasporagemeinden gelebt, in einer evangelischen Kirche empfangen ich die Erstkommunion, und meine Primiz feierte ich in der Lutherkirche zu Leipzig. Fast jeder Ministrantenkittel, den ich als Kind anhatte, und fast jedes theologische Buch, das ich vor 1989 in die Hand genommen habe, stammte vom Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken aus Paderborn: Noch heute gehe ich täglich durch die Tür des Bibliotheksgebäudes unserer Theologischen Fakultät in Erfurt, das

vom Bonifatiuswerk erbaut worden ist, und als ich als Studentenpfarrer von Leipzig unser Archiv ordnete, fielen mir die Briefwechsel meiner Vorgänger mit der Akademischen Bonifatiusvereinigung in die Hände, welche die ersten großen Vorlesungen mit katholischen Referenten an der Vorkriegs-Universität Leipzig unterstützt hat.

Diese Biographie prägt meine Sicht. Ich biete Ihnen nur eine, nämlich meine Version der Geschichte der Diaspora und werde dabei natürlich vor allem die ostdeutsche Diaspora betrachten. Ich werde etwas zum Verhältnis von Diaspora und Volkskirche sagen, um dann mein Thema zu erläutern: „Auf dem Weg in eine universale Diaspora“. Dieser Weg ist uns vorgezeichnet, er bestimmt die Aufgaben, denen sich ein Diasporahilfswerk stellen muss. Zu diesen Aufgaben möchte ich zum Schluss einiges sagen.

* Grundsatzreferat auf der 62. Generalversammlung des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken am 15. Oktober 2001 in Regensburg (leicht überarbeitete Fassung).

I. Eine kurze Geschichte der Diaspora

Eigentlich hat die Diaspora eine längere Geschichte als das Christentum. Der Begriff stammt aus dem griechischsprachigen Judentum, das schon vor Christus um sein Selbstverständnis fern von Jerusalem, seinem zentralen Heiligtum, gerungen hat. Diaspora als Fluch oder als Heil, als Exil oder als Sendung, als Zerstreung oder als Erwählung? Die Ambivalenz zieht sich durch die gesamte Geschichte des Judentums bis heute. Erst allmählich begreifen wir, was die jüdischen Schwestern und Brüder uns hier an Erfahrungen voraus haben und wie sie uns Wegweiser sein können, um die Zukunft einer universalen Diaspora zu bestehen.

Meine kurze Geschichte der Diaspora soll aber nicht bei Babylon und Ägypten anfangen, sondern im 19. Jahrhundert. Katholiken befanden sich in den protestantischen Kerngebieten Deutschlands lange Zeit in einer konfessionellen Diaspora. In Ost- und Mitteldeutschland strömten im Zuge der zumeist durch die Industrialisierung ausgelösten Mobilität, also ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Katholiken in traditionell protestantische Gebiete. So liefen katholische Mägde und Knechte am Sonntag oft stundenlang bis zum nächsten katholischen Gottesdienst. Eine solche konfessionelle Diaspora gab es vereinzelt schon vorher, sichtbar in der Dresdner Hofkirche mit ihrem Umgang für Prozessionen innerhalb der Kirche. Jetzt nahm das Phänomen aber ganz andere Dimensionen an, und seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat in der Region, in

der ich lebe, eine atemberaubende Entwicklung eingesetzt. Deren Stationen will ich im Folgenden skizzieren. Es ist der Weg von einer konfessionellen zu einer pluralistischen Diaspora.

Die ersten Heimatvertriebenen fühlten sich noch in einer konfessionellen Diaspora – als Katholiken unter Protestanten. Aber schon seit 1933 und dann bis 1989 durchgängig befanden sie sich zusätzlich in einer ideologischen Diaspora. Der Nationalsozialismus und die sich fast nahtlos anschließende marxistisch-leninistische Staatsdoktrin drängten die Katholiken in die Position einer – mehr oder minder – widerständigen Minderheit. Mit dem gleichzeitigen Schwinden evangelischer Volkskirchlichkeit kam es zu einer etwas missverständlich „ökumenisch“ genannten Diaspora. Gemeint ist damit, dass das Trennende eine geringere Rolle zu spielen begann und mancher Katholik schon froh war, wenn er in seiner Umgebung überhaupt auf Christen traf, sie mussten nicht unbedingt katholisch sein.

Mit dem Zusammenbruch des Marxismus-Leninismus 1989 ist aus der ideologischen Diaspora in kurzer Zeit eine säkulare geworden. Säkulare Diaspora gab es zwar schon vorher, aber in der Wahrnehmung war sie bisher hinter der ideologischen verborgen. Nun verzog sich der Pulverdampf der ideologischen Scharmützel, der sich über die gesellschaftliche Kommunikation in Mittel- und Ostdeutschland gelegt hatte, und hinter ihm trat als unbekanntes Wesen der *homo areligiosus* hervor, eine Spezies, deren so massiertes Auftreten in

einem noch relativ begrenzten geographischen Raum eine neue Phase der europäischen Geistesgeschichte eingeleitet hat. Erstmals in der gesamten Kirchengeschichte siedelt eine christliche Minderheit in einem Milieu, das nicht nur atheistisch ist, sondern untheistisch, areligiös, indifferent oder wie man es nennen will. „Religiös un-musikalisch“ nennt *Max Weber* sich selbst und diese Menschen. Wie bekannt, ist das inselartig in vielen Gegenden Europas schon der Fall. Auf einer Fläche von über 100 000 Quadratkilometern, Stadt und Land gleichermaßen umfassend, stellt es eine Neuheit dar und ist nur noch mit der Situation in Estland und Böhmen zu vergleichen. Was im Nachhinein den Betrachter zugleich mit Faszination und Erschrecken erfüllt, ist die Geschwindigkeit dieses Umbruchs. In weniger als zwei Generationen ist es zum Zusammenbruch der Konfessionalität gekommen – ein „Supergau von Kirche“, wie der evangelische Religionssoziologe *Ehrhart Neubert* treffend sagte, ein mittel- und osteuropäisches Erdbeben, das im sozialistischen Lager gnadenlos die kirchlicherseits stabilen von den weniger stabilen Regionen schied.

Das Phänomen der Areligiosität ist einem Christen schwer verständlich zu machen. Ich nehme mich davon nicht aus: Wir stoßen in der kirchlichen Verkündigung hier auf etwas, das sich nicht wegdiskutieren lässt mit Sätzen wie: „Irgendwie glaubt doch jeder an etwas“ oder „Letztlich sind doch alle irgendwie Christen“. Mir ist bewusst, dass es unendlich viele Facettierungen im Verhältnis zwischen Gott und Mensch gibt. Nur *Er* schaut dem konkreten

Menschen hinter die Fassade und ins Herz, nur *Er* kennt die Kanäle, über welche die Menschen ein Verhältnis zu ihm entwickeln. Die Verkündiger erleben wohl deshalb immer wieder Überraschungen: Bei einem Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des 11. September 2001 in der Dresdner Hofkirche erhielt der predigende Bischof *Joachim Reinelt* den größten Beifall von den vorwiegend nichtchristlichen Jugendlichen, die sich eher zufällig eingefunden hatten, als er bekannte, seiner Meinung nach sei die Zukunft der Gesellschaft nur zu sichern auf der Basis eines Glaubens an Gott.

Aber spielen wir das Problem nicht herunter: Die Christen in der säkularen Diaspora stehen vor einer Verständigungsbarriere, die fast unüberwindlich erscheint. Engagierten Christen fällt dieser Kommunikationsgraben vielleicht eher auf als der anderen Seite, den Nichtchristen. Aber auch dort gibt es Menschen, die beim besten Willen nicht nachvollziehen können, was Gläubige denken und reden. Die Ratlosigkeit, wie man mit solchen unhintergebar verschiedenen Perspektiven und Sprachspielen umgehen soll, ist hier also beiderseits. Um eine Stimme aus der nichtchristlichen Diaspora zu zitieren, nämlich *Marcel Reich-Ranicki*: „Einer jüdischen Maxime zufolge kann ein Jude nur mit oder gegen, doch nicht ohne Gott leben. Um es ganz klar zu sagen: Ich habe nie mit oder gegen Gott gelebt. Ich kann mich an keinen einzigen Augenblick in meinem Leben erinnern, an dem ich an Gott geglaubt hätte. Die Rebellion des Goetheschen Prometheus – ‚Ich dich ehren? Wofür?‘ – ist mir

vollkommen fremd. In meiner Schulzeit habe ich mich gelegentlich und vergeblich bemüht, den Sinn des Wortes ‚Gott‘ zu verstehen.“ So dürfte es vielen im Osten Deutschlands gehen. Zuweilen dringt das Kommunikationsproblem schmerzlich wie ein Messer in Freundschaften und Liebesbeziehungen ein. Schon zu DDR-Zeiten fragte eine Abiturientin ihre katholische Freundin: „Du gehst doch jeden Sonntag zur Kirche. Kannst du mir nicht mal in fünf Sätzen erklären, was das ist: Gott?“

Meine kurze Geschichte der mittel- und ostdeutschen Diaspora dürfte damit nicht zu Ende sein. Wir sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Weg in eine pluralistische Diaspora. Es zeichnet sich jetzt schon ab, dass zumindest mittelfristig die im Westen übliche Pluralisierung die relativ festgefühten Milieus aufbrechen wird. Noch weist das areligiöse Milieu quasi-volkstümliche Strukturen auf, ablesbar an einer relativ festgefühten Kultur, Lebenswenden zu feiern (z. B. Jugendweihe). Aber auch dort werden die Phänomene einer flottierenden Religiosität zunehmen, wie sie der Westen schon länger kennt, und die christliche bzw. ökumenische Diaspora in Ostdeutschland vor neue Anforderungen stellen. Umgekehrt werden sich im Westen Deutschlands die areligiösen Inseln ausweiten und zu größeren Flächen zusammenschließen. Also werden wechselseitig die Erfahrungen derjenigen gefragt sein, welche mit dem Phänomen der säkularen Diaspora einerseits und der pluralistischen Diaspora andererseits schon länger konfrontiert sind. Sektenbeauftragte haben die Bischöflichen Ordinariate Ostdeutsch-

lands z. B. inzwischen schon, auch wenn diese im großen Ganzen bisher noch Entwarnung geben.

II. Ein bemerkenswerter Perspektivwechsel

Halten wir kurz inne auf diesem Schnelldurchgang von einer katholischen bzw. konfessionellen über die ideologische und säkulare zur pluralistischen Diaspora. Zugegebenermaßen ist diese Phasenzeichnung ziemlich unangemessen – die Phänomene entwickeln sich parallel und auch in umgekehrten Reihenfolgen, aber als grobe Skizze kann es hier stehen bleiben.

Vielleicht ist Ihnen aber in der Begrifflichkeit etwas aufgefallen. Wir haben üblicherweise dem Wort Diaspora ein kennzeichnendes Attribut vorangestellt, dabei aber verschiedene Akzente gesetzt, die etwas mit unserer Wahrnehmung zu tun haben und die unser Verständnis von Diaspora prägen. Mit katholischer, jüdischer oder protestantischer Diaspora meinen wir vor allem diejenigen, die sich in der Minderheit befinden. Das können auch Nationalitäten sein, so sprechen wir von deutscher Diaspora z. B. in Russland. Hier schaut die Minderheit auf sich selbst und sieht sich als Ableger einer größeren Einheit, als Peripherie außerhalb eines Zentrums, als Außenposten der fernen Heimat. Sprechen wir dagegen von ostdeutscher oder nordischer Diaspora, so meinen wir die Region, in der sich die Minderheiten befinden. Hier wendet sich die Richtung der Betrachtung nach außen: Wir blicken auf die

Umgebung, in der sich die Minderheit befindet, und sprechen an, was ihr mit der Mehrheit gemeinsam ist: die Kultur, in der beide leben. Dagegen markiert der Begriff der konfessionellen Diaspora die Art des Unterschiedes, der Minderheit und Mehrheit trennt. Noch weiter mit Blick nach draußen auf das Trennende weisen Begriffe wie ideologische, säkulare oder pluralistische Diaspora: Hier bezieht sich die Kennzeichnung auf die Mehrheit, in der die Minderheit siedelt.

Dieser Perspektivwechsel darf nicht gering geachtet werden. Kennzeichnungen der Diaspora als ideologisch, säkular oder pluralistisch werden bedeutsam, sobald sie die Wahrnehmung und dann auch das pastorale Verhalten prägen. In einer konfessionellen Diaspora – z. B. der Katholiken unter Protestanten oder Orthodoxen – wird anders verfahren als in einer säkularen der Christen unter Areligiösen. In der katholischen oder konfessionellen Diaspora wird eine Fronleichnamsprozession dem Vorrang der Binnenperspektive gemäß ein identitätsstiftendes Ereignis sein, das die Heimat sozusagen herüberrettet in die Fremde; in einer säkularen Diaspora erscheint sie dem nun nach außen gerichteten Blick vielleicht als exotische Folklore, und es setzen Überlegungen ein, wie eine solche Feier neu zu konzipieren wäre, dass sie „die da draußen“ verstehen. Wenn sich eine Organisation wie das Bonifatiuswerk der Diaspora annimmt, dann muss es die relativ raschen Wandlungen der Perspektive im Auge behalten. Vieles an Aktivitäten wird sich in allen Diaspora-Lagen empfehlen, aber schon ein Kirchbau dürfte sich

unter den Verhältnissen einer konfessionellen oder ideologischen Diaspora anders gestalten als in denen einer säkularen oder pluralistischen. In der ideologischen Diaspora ist schon der Bau als solcher ein Triumph; in der konfessionellen Diaspora sind vielleicht die Höhe des Kirchturms und die Anzahl der Glocken identitätsstiftend, wie in vielen Städten geschehen; dagegen wird in einer säkularen oder pluralistischen Diaspora ein hohes Maß an Einfühlung verlangt, um ein ansprechendes Bauwerk, das die Balance von Offenheit und Profil symbolisieren kann, zwischen den profanen Bauten zu platzieren.

Bedenken wir außerdem, dass sich die Katholiken in Ostdeutschland weitgehend in einer Diaspora in der Diaspora, also in einer Minderheit innerhalb einer Minderheit, befinden. Als konfessionelle Diaspora – Katholiken zwischen Nicht-Katholiken – sind sie Teil einer ökumenischen bzw. christlichen Diaspora, welche eine vormals ideologische, jetzt aber säkulare und zunehmend pluralistische Diaspora der bekennenden Christen unter Andersdenkenden darstellt.

Das alles sind keine Begriffsspielereien, sondern auf diese Weise kann die Komplexität und Dynamik von Diasporasituationen und ihrer Wahrnehmung verdeutlicht werden. Wer der Diaspora helfen will, muss sich über seine Sicht der Situation im Klaren sein und darf die oft enormen und raschen Veränderungen der letzten Jahrzehnte nicht außer Betracht lassen.

III. Das Verhältnis der Diaspora zur Volkskirche

An dieser Stelle ist etwas zum Verhältnis von Diaspora und Volkskirche zu sagen. Bekanntlich ist immer mal wieder die Diasporakirche als die Form von Kirche schlechthin dargestellt worden. Solche Ansichten haben gute Gründe, wenn sie den Diasporabegriff wie der 1. Petrusbrief eschatologisch deuten: Unsere Heimat ist im Himmel, insofern hat die Kirche keine Diaspora, sondern ist Diaspora. Geht es aber um die Kirche in ihrer irdischen Gestalt, dann ist die Idealisierung der Diaspora zur normativen Gestalt von Kirche nicht zu halten. Ich verweise hier der Kürze halber auf Forschungen von Erfurter Theologen wie *Hermann-Josef Röhrig* und *Lothar Ullrich*, die das in letzter Zeit deutlich herausgearbeitet haben. Schon *Karl Rahner* hat die Diaspora als Muss, aber nicht als Soll der Kirche bezeichnet: Sie ist eine faktische Situation, in welche Kirche kommen kann und offenbar nach dem Willen Gottes auch kommen muss, aber sie ist nicht das Beispiel für Kirche schlechthin. Denn hier liegt der Fehlschluss vor: Was ist, soll sein. Wäre das so, zerschlugen sich alle Hoffnungen, auf eine Entwicklung Einfluss nehmen zu können oder sie sogar umzukehren. Menschliches Handeln lebt maßgeblich von der Hoffnung, dass etwas anders sein kann, und von der Herausforderung, dass es anders sein soll.

Diaspora galt lange als Exil gegenüber der Volkskirche, als Peripherie zum volksskirchlichen Zentrum, in das hinein alles gravierte und das alles zusammenhielt. Ent-

sprechend bildet die Wahrnehmung eine Einbahnstraße: Auslandsdeutsche schauen ins Heimatland, die Heimat aber kaum auf sie; Diasporachristen in den „Flüchtlingskirchen“ schauen auf die Volkskirche, für die sie „jotwede“ sind, wie der Berliner sagt: „janz weit draußen“. Diasporawerke wie das Bonifatiuswerk und das Gustav-Adolf-Werk sind eine Reaktion auf diesen Umstand: Sie sollen die einseitige Wahrnehmung ausgleichen, im volksskirchlichen Zentrum eine Bewusstseinsweiterung in Richtung auf die Peripherie erzeugen und der Gravitation von außen nach innen durch Hilfsmaßnahmen für „die da draußen“ entgegenarbeiten, sie erhalten und unterstützen, weil sie ohne die Zentrale zum Untergang verurteilt wären. So sahen sich auch die Exilierten und Heimatvertriebenen lange selbst, und so sehen vielleicht noch viele die Verhältnisse heute. Eine solche Perspektive von Zentrum und Peripherie prägt zuweilen auch die innerkirchliche Wahrnehmung, z. B. die zwischen Rom und den Ortsgemeinden, sei es positiv oder negativ.

Die Diaspora hatte aber schon in jüdischer Zeit und hat inzwischen auch in der Region, aus der ich komme, ein starkes Selbstbewusstsein entwickelt. Das versteigt sich nun schnell bis in ekklesiologische Theorien, in der Diaspora sei die wahre Gestalt von Kirche gefunden. Also wird nun die Diaspora ins Zentrum gesetzt und die Volkskirche an den Rand, so dass diese sich in das neue Gravitationszentrum bewegt. Der diaspora-euphorischen Steigerung an Selbstbewusstsein entspricht dessen Schwächung auf volksskirchlicher Seite:

Zugleich mit der Sorge, in Verhältnisse zu geraten, welche die Diasporachristen schon lange erleben, wächst eine merkwürdige Hoffnung, von dort käme nun das Heil. Ich spüre diese aus Sorge und Hoffnung gemischte Heilserwartung bei vielen Vorträgen und Begegnungen mit volksskirchlichen Christen besonders in den alten Bundesländern.

Hier ist das in beiden Fällen dominierende Bild vom Kreiszentrum mit Peripherie grundsätzlich zu hinterfragen. Volks- und Diasporakirchen erscheinen mir eher als Brennpunkte einer Ellipse: Gemeinsam spannen sie einen Raum auf, der weder das eine noch das andere, sondern sowohl Diaspora wie Volkskirche und so eben Kirche in ihrer ganzen Katholizität ist – eine Gestalt, die umso komplexer ist, je mehr verschiedene Brennpunkte entstehen und je mehr diese interagieren. Dabei gewisse Vorzüge des einen vor den anderen einzuräumen, ist weder verboten noch intolerant. Jedem sei erlaubt, das Glück entweder woanders als in den eigenen Verhältnissen zu vermuten oder den eigenen Standpunkt für den entscheidenden zu halten. Solche Standpunkt-Perspektiven hängen mit der göttlichen Berufung zusammen, die immer an Menschen mit je eigenen Biographien und in konkrete, unaustauschbare Verhältnisse hinein ergeht. Das Gefühl, erwählt zu sein – oder sagen wir es modern: zur Elite zu gehören –, kann dabei in Arroganz umschlagen, muss es jedoch nicht. Recht gepflegt ist es eine Notwendigkeit für jede Gemeinschaft, besonders für die Gemeinde der von Christus Berufenen. Bringen nicht am meisten diejenigen

ein, die mit gesundem Selbstbewusstsein auftreten, weil sie es auch leichter haben, die Andersheit des Anderen zu respektieren? Findet sich nicht Angst und Aggressivität gegenüber der anders meinenden und anders lebenden Umgebung eher bei schwachen Naturen voller Minderwertigkeitskomplexe und Ressentiments? Auf die Ossi-Wessi-Problematik muss wohl hier nicht eingegangen werden.

Also sind Aussagen wie: „Christen werden überall Diaspora“, „die kirchliche Minderheitssituation wird sich universal einstellen“, mit Vorsicht zu behandeln. Das ist eine Art von Prognostik, die im Angesichte eines Gottes, dem nichts unmöglich ist, ziemlich danebengehen kann. Selbst wenn es kommt, wie vermutet, erhofft oder befürchtet wird und der „Supergau von Kirche“ sich europaweit fortsetzt: Ich kann nicht sehen, dass es so sein soll, damit sich endlich die Idealform von Kirche einstellt. Denn Volkskirchen, regional verwurzelt, so dass Kirch- und Ortsgemeinde noch fast identisch sind mit all ihrem gewachsenen Brauchtum, haben ebenso ihren eigenen Charme und ihre ekklesiologische Berechtigung, kennen sie doch die Ambivalenz von Chance und Last des Christseins auf ihre Weise. Ich betone das so, weil Volkskirchen derzeit etwas unter Imageproblemen leiden. Ich leugne aber meine Perspektive nicht: Hinsichtlich des „Outfits“ sind wir Diasporachristen zur Zeit auf der komfortableren Seite, in anderer Hinsicht wahrscheinlich nicht, Letzteres muss ich bei der Generalversammlung eines Hilfswerkes für die Diaspora wohl nicht näher ausführen. Summa summarum ergibt sich

die Forderung: Es sollte keine volkswirtschaftliche Gemeinde ohne intensiven Kontakt zu einer Diasporagemeinde sein – und umgekehrt.

IV. Am Beginn in einer universalen Diaspora

Nun komme ich endlich zum Thema meines Referats. Was meine ich mit „universalen“ Diaspora, wenn ich doch offensichtlich nicht einfach von einer weltweiten kirchlichen Diasporasituation ausgehen und diese vielleicht noch idealisieren will?

Zunächst soll das sagen, dass Diaspora ein Phänomen ist, das nicht nur den christlichen Raum berührt, wie manche Definitionen gern suggerieren, sondern sich in allen Regionen findet und außerdem im konkreten Fall eine sehr komplexe Gestalt annehmen kann. Üblicherweise wird Diaspora als ein religiöses und näherhin kirchliches Phänomen definiert. Das neue Lexikon für Theologie und Kirche kennt außer der christlichen nur noch die jüdische Diaspora. Bei aller historischen Berechtigung greift das zu kurz. Wir leben in einer Zeit der Asylantenströme und weltweiten Migrationen, der fundamentalistischen Gruppen in allen Erdteilen und eines nun wieder ins Bewusstsein getretenen möglichen Zusammenstoßes der Kulturen. Wir diskutieren die öffentliche Gegenwart religiöser Zeichen, seien es Kreuzfixe oder Kopftücher, Glockentürme oder Minarette. Da kann eine grundsätzliche Reflexion über Sinn und Ziel eines Diaspora-Hilfswerkes sich nicht allein auf den christlichen Raum beschränken.

Lassen Sie mich das näher erläutern: Nicht jede Minderheitssituation ist gleich Diaspora, aber wo sie religiös oder spirituell konnotiert ist und das Bewusstsein, gesendet zu sein, mitschwingt, sind zumindest Parallelen zur jüdischen und christlichen Diaspora unleugbar. Angesichts der Mobilität von heute kennt jede Religion Diaspora. Ich wünschte, dass von dieser Versammlung ein Impuls ausgeht, das Anliegen der katholischen Diaspora in diesen größeren Kontext zu stellen. Das Bonifatiuswerk der deutschen Karholiken soll dabei nicht sein Profil aufgeben, von Katholiken für Katholiken tätig zu sein, es zeigt sich aber gerade angesichts der neu aufflammenden Konflikte die Notwendigkeit einer vergleichenden Diasporaforschung, um analoge Erfahrungen und Reflexionen zu sammeln und für die eigene Aktivität zu nutzen.

Vom religionsübergreifenden Diaspora-Phänomen gehe ich noch einen Schritt weiter zur alle Lebensauffassungen betreffenden Diaspora. Angesichts der eingangs angesprochenen eigenartigen Ambivalenz der Diaspora-Selbstwahrnehmung von Exil und Sendung wird sich kaum jemand unter uns finden, der nicht irgendwo schon mit Diasporaerfahrungen konfrontiert wurde. Jede und jeder weiß, was es heißt, sich in einer Ausnahmesituation und Minderheitsposition zu befinden, d. h., was wertvoll und heilig erscheint, plötzlich einer unverständig-abweisenden Umgebung ausgesetzt zu sehen. Das sind die Situationen, in denen verletzend Bemerkungen treffen und alle Mühe aufgewendet werden muss, das Erkannte festzuhalten und zu leben. In Kulturen mit festen Traditionen

oder Haupttrends und „Mainstreams“ dürfte ein solches Erlebnis eher selten sein. Inzwischen ist aber eine fundamentale Verwandlung unseres gesamten Denkens eingetreten, die einsichtige Philosophen als das Ende aller Zentrismen erkennen, als das Schwinden der Vorstellung von Einheit als einer letzten systematischen Synthese zu einem großen Ganzen, in dem jedes seinen Ort hat, oder sagen wir es im Bild: als Verschwinden der Radnabe, welche die Speichen zusammenhält.

Ich bin hier in meinem Fachgebiet: Es war schon immer die Aufgabe der Philosophie, das Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, von Teil und Ganzem zu bedenken. Spätestens seit der Nachkriegszeit ist die Philosophie dabei, dieses Verhältnis neu auszutarieren. Plötzlich werden Themen wie der Fremde und der Andere, Alterität und Differenz wichtig. Eine Jahrhunderte prägende Hoffnung scheint zugrunde zu gehen. Denn seit zu Beginn der Neuzeit die Erde aus dem Zentrum des Alls gerückt und zur unbegrenzten Kugeloberfläche ohne ein „Reich der Mitte“ geworden ist, suchen die Menschen nach einer Alternative, um die Welt um ein Zentrum zu ordnen. Lange Zeit suchte man dieses in der Vernunft. Die Weltkonstruktionen erreichten im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt z. B. im grandiosen Vernunftsystem Hegels oder in den Variationen, die sich „wissenschaftliche Weltanschauung“ nannten.

Man muss nicht Philosophie studieren, um zu erkennen, dass die Suche nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, in-

zwischen starke Rückschläge bekommen hat. Überall stoßen wir auf unüberschaubare Netzwerke ohne Zentren und Peripherien, auf Triebe und Kräfte, die aus dem Innersten des Menschseins und der menschlichen Kulturen aufsteigen und jede einheitliche Zentralsteuerung unterlaufen. Wir können auch der so genannten Vernunft nicht mehr trauen, wissen wir doch inzwischen mehr als früher von den Verheerungen eines Denkens, das alles in klare Begriffe und Kategorien zwingen will und blind ist für alles, was dann „draußen“ bleiben muss. Es gibt ja immer ein Draußen: Unvernunft, Wahnsinn, Verbrechen, Perversität, Tod, unverständliche Fremdheit. Jede Kultur konturiert sich, indem sie das Fremde abstößt. Aber letztendlich führt diese notwendige Profilierung nicht selten zur Ab- und Ausgrenzung und im Extremfall zur Vernichtung dessen, was anders und nicht integrierbar ist.

Es sind hier besonders jüdische Philosophen wie *Emmanuel Lévinas*, die, geschult an der eigenen Diasporaerfahrung, ihre Zeit auf den Begriff zu bringen suchen. Sie betonen die Differenzen und die Alterität und machen so darauf aufmerksam, dass Gott, der letzte Einheitsgrund von allem, nicht fassbar ist in letzten Begriffen und endgültigen Formeln, sondern sich sogar gerade dort zeigt, wo Sicherheiten zerbrechen und Unterschiede bemerkbar werden. Siedeln die Differenzen nicht sogar schon im innersten Geheimnis Gottes, wenn wir von drei Personen in einem Gott sprechen? Zeigt es sich in seiner Andersheit nicht dort, wo der Skandal und das Ärgernis beginnen: am Kreuz? Ist im endlichen Sein,

zu dem wir alle gehören, nicht die Pluralität erforderlich, um in G nzen darzustellen, was das ist: der Mensch, das Leben, die Welt, die Kirche? Und kann es Pluralität geben ohne die Andersheit des Anderen, ohne die Differenz, die letztlich unüberwindlich bleiben muss? Universale Diaspora wird so fast zu einem philosophischen Begriff.

Doch Vorsicht: Wer weiß, wie schnell die Zerstreuung euphorisch zum Ideal von Kirche verklärt wurde, der wird fragen: Ist das nicht „Differenz-Euphorie“? Wird hier nicht eine notvolle Situation, nämlich einander ständig nur unvollkommen verstehen und die Andersheit des Anderen nicht begreifen zu können, zum Soll und zur Norm hochstilisiert? Besteht nicht die Gefahr, dass aus dieser alle kulturellen Bereiche umfassenden, universalen Fragmentierung und Zerstreuung Chaos und Beliebigkeit hervorgehen – eine amorphe, diffuse Einheitsmasse, in der wieder alle Unterschiede und Profile verschwinden? Und strebt denn nicht alles nach Einheit? Aber, so lautet die Gegenfrage, wie ist Einheit und Ganzheit heute noch möglich?

Der skizzierte Umschwung hat etwas Radikales. Eine vormals in Traditionen und Konventionen fest gefügte, ja zuweilen betonierte Welt zerfällt plötzlich in ein Chaos von Atomen und Fragmenten; die vormals so euphorisch beschworene eine Menschheit droht zu einem Hexenkessel von Interessengr ppchen zu werden; der „einheitliche sozialistische Bildungsweg“ aus sozialistischen Zeiten, den es in abgewandelter Form – von der Taufe bis zur Letzten

 lung – auch für Christen gab, zersplittert nun in eine Flickwerk-Identität der Rollenspiele und zusammenhanglosen Lebensabschnitte. Hier braucht es eine neue Anstrengung des Miteinanders. Neu, weil jenseits der Naivität vergangener Zeiten, die nicht selten Einheit mit Uniformität verwechselte. Pluralismus ja, aber nicht der kalte Pluralismus: Er weiß zwar um die Vielfalt der Lebenskonzepte und Religionen, interessiert sich aber letztlich nicht dafür. „Cuius regio, eius religio“ – wessen Herrschaft, dessen Religion –, so definierte sich der konfessionelle Flickenteppich in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg. Was interessiert mich der Jude, der Muslim oder der Protestant von nebenan? So verstanden viele sicher auch die Diasporasituation: als die Fähigkeit, in unwirtschaftlichen Verhältnissen festungsartig zu überwintern.

Eine solche Diaspora scheint nun universal zu werden, und sie braucht einen heißen Pluralismus. Denn unsere vielleicht noch relativ jungen christlichen Erfahrungen mit der pluralistischen Diaspora zeigen einen Perspektivwechsel, der sich, wie schon ausgeführt, in den Attributen zeigt, die wir dem Wort Diaspora beifügen. Diese Attribute signalisieren nicht den kalten Pluralismus des auf sich selbst konzentrierten, schieblich-friedlichen Nebeneinanders, sondern einen heißen Pluralismus. Ein solcher setzt spätestens dann ein, wenn die Vielfalt bis in die Zentren der eigenen Identität eingreift, z. B. wenn andersgl ubige Ehepartner, wenn in andere Lebenskonzepte auswandernde Kinder und Enkel und die alle Grenzen überschreitende Mo-

bilität die jeweils Anderen und bisher Fremden hautnah werden lässt. Ab jetzt kann keine Aktion durchgeführt und kann kein Wort gesprochen werden – selbst nicht unter gleich Gesinnten –, ohne dass die Anderen und Fremden mit im Blick sind, ohne die Überlegung, was sie wohl dabei jetzt denken oder sagen, planen und tun mögen.

Das alles ordnende System ist eine Illusion des 19. Jahrhunderts. Ich habe das in meiner Verhältnisbestimmung von Volkskirche und Diaspora anzudeuten versucht. Gesucht wird nun, so sagen die Philosophen, eine transversale, eine kommunikative Vernunft, eine, die wie das Internet seine Kabel von Ort zu Ort zieht, so dass allmählich ein weltumspannendes Netz mit vielen Knotenpunkten entsteht. Nicht der weise Richter, der alles überschaut und ordnet – der Wissenschaftler, Politiker, Guru –, wird die Dinge in Zukunft steuern, wenn sich auch viele immer noch nach einer solchen Zentralinstanz sehnen, sondern ab jetzt braucht es die Netze-Knüpfer, die Mediatoren, die jeweils von einer Position zur nächsten, vom einen zum Anderen die Fäden ziehen, d. h. um Verständnis, Ausgleich, Toleranz und Gemeinsamkeiten im Denken, Sprechen und Handeln ringen und so partiell zusammenführen, was sonst in Bruchstücke auseinander fallen würde. Es braucht also nicht Firmen mit Zentralen und Filialen, sondern Netzwerke, Knoten, an denen sich die Aktivitäten bündeln – denn kein Netz ohne Knoten –, Fäden des Kontaktes und der Partnerschaft, die von Knoten zu Knoten laufen – denn kein Netz ohne Fäden.

In einer nun pluralistischen Diaspora mit Tendenz zu einer universalen Diaspora, die alle Regionen, Religionen bis hinein in die geistige und geistliche Dimension ergreift, entstehen völlig neue Probleme, aber auch neue Allianzen. Es erfordert pastorale Konzepte, die erst entwickelt werden müssen. So bilden sich neue Bündnisse wie die zwischen eigentlich kirchenfernen Parteien und engagierten Christen, wenn es um Themen wie z. B. den Umweltschutz oder die Gentechnologie, den Kampf um Arbeitsplätze oder gegen Ausländerfeindlichkeit geht. Auf dem Weg in die pluralistische Diaspora werden schon jetzt auch in Ostdeutschland die Verhältnisse unübersichtlich, versagen die einfachen Ordnungsvorstellungen von Zentrum und Peripherie, drinnen und draußen. In einer zukünftigen universalen Diaspora ist eine geistige und geistliche Beweglichkeit gefragt, um im rechten Moment die Geister zu unterscheiden, Geistesverwandtschaften zu erkennen und beherzt zu nutzen. Es braucht viel geistliche und geistige Lebenserfahrung, sich dabei vom Denken in starren Fraktionen und Bündnissen zu befreien, um sich allein an das immer lebendige Evangelium Jesu Christi zu binden und das Reich zu suchen, das im Heiligen Geist gegenwärtig ist – und der weht bekanntlich, wo er will und oft an Orten, wo wir ihn am wenigsten vermuten. „Viel Volk nämlich gehört mir schon in dieser Stadt“, wurde Paulus von Christus getröstet, als er in Korinth einzog. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts: Wo mögen sie wohl sein, die ihm in der säkularisierten und pluralistischen Gesellschaft des 21. Jahr-

hunderts schon gehören? Und wo mag sich wohl der Herr verbergen?

V. *Neue Chancen und neue Herausforderungen*

Das ist der Ort, an dem die neuen Herausforderungen auf uns warten: Ich spreche aus der Perspektive der christlichen, näherhin katholischen, ost- oder mitteldeutschen Diaspora, die sich nach einer langen Geschichte der ideologischen Diaspora im Wandel von der säkularen zur pluralistischen Diaspora befindet und in mehreren Schichten gelagert eine Diaspora in der Diaspora darstellt, deren Rahmen eine universale Diaspora ist, welche die ganze Welt und alle Dimensionen unserer Kultur zunehmend prägt.

Diese Situation stellt sich zumindest in Ostdeutschland als außergewöhnlich chancenreich dar. Ich nenne drei Chancen der ostdeutschen Diaspora:

1. Wo keine religiösen Vorstellungen sind, muss ich auch keine falschen Vorstellungen zerstören. In den alten Bundesländern gibt es oft eine aggressive Haltung gegen alles, was nur entfernt mit Kirche zu tun hat. In Ostdeutschland ist diese Haltung eher selten. Stattdessen finden sich hier oft eine vorsichtige Neugier und auch eine erstaunliche Offenheit.

2. Ich muss als katholischer Christ in der ostdeutschen Diaspora die anderen nicht „zurückholen“. Dieses Problem, das oft Volkskirchen haben oder Eltern gegenüber ihren Kindern oder Pfarrer gegenüber ehe-

maligen Gemeindemitgliedern, reduziert sich in den neuen Verhältnissen: Ich kann neugierig auf die andere Seite zugehen – wie in ein unbekanntes Land – und gespannt sein, ob und wie sich die Dinge dann entwickeln. Das führt zu einer großen Gelassenheit.

3. In einer Diaspora, wie wir sie in Ostdeutschland erleben, werden die Christen rasch auf ihre „Kernkompetenz“ zurückgeführt, ja zuruckgezwungen. Was die Kirche intern oft heiß und intensiv beschäftigt, ist für Außenstehende nämlich meist völlig uninteressant. Sie wollen wissen: Wozu seid ihr als Christen eigentlich gut?

Chancen sind Herausforderungen, denen es sich zu stellen gilt. Und diese Herausforderungen haben sich gewandelt, entsprechend müssen sich die Schwerpunkte einer Diasporahilfe wandeln.

So war es bisher: Diaspora lässt an Sporen denken. Diese kapseln sich ab und entwickeln so bemerkenswerte Fähigkeiten, unwirtliche Verhältnisse zu überstehen und – sobald sich die Lage geändert hat – ihre Kräfte unverbraucht zu mobilisieren. Das haben wir in Ostdeutschland erlebt. So gesehen bleibt es eine vorrangige Aufgabe, die Diaspora-Christen in ihrem Zusammenhalt zu festigen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und ihre spirituellen, geistigen und auch institutionellen Kräfte zu erhalten. Die Quelle und der Höhepunkt eines solchen Zusammenhalts ist und bleibt die sonntägliche Feier der Eucharistie, für die ein geeigneter Ort und die für das Zusammenbringen der oft weitflächig verteil-

ten Gemeindemitglieder nötige Logistik geschaffen oder erhalten werden muss. Also geht es weiterhin um Kirchbau, um Fahrzeuge, um pastorale Medien etc.

Die Diaspora nach 1989 ist aber nicht mehr die von 1945. Wie ich zu zeigen suchte, wandelt sich die Perspektive ständig und geht zunehmend nach außen. Das Bild von den sich abkapselnden Sporen, das Denken in Fraktionen ist damit unzureichend. Kinder können in ihren Bemerkungen ja zuweilen schmerzlich treffsicher sein. So kommentierte einmal ein Knirps das Fest Christi Himmelfahrt mit dem Satz: „Da hat Gott Vater sicher zu Jesus gesagt: Jetzt bleibst du aber hier, damit dir nicht wieder etwas passiert.“ Gott kapselt sich nicht ab, sondern riskiert sich. Das Grunddogma des Christentums ist die Inkarnation, seine Grundpraxis die Mission. Das ist nicht Proselytenmacherei und Mitgliederwerbung, schon gar nicht fundamentalistische Dialogunfähigkeit und Zerstörung eingewurzelter Kulturen, sondern heißt schlicht gesagt: „Auf Sendung gehen“, d. h., eigene Impulse in die Zeit und Gesellschaft einzubringen. Christentum ist – wie jede Religion – Kontingenzeröffnung: Es reißt den Horizont auf, welcher sich alltäglich zu schließen droht, und verweist auf eine Wirklichkeit, welche eben die Christen „sehen“, andere nicht, aus was für Gründen auch immer.

Mission wird nur im Respekt vor der Andersheit des Anderen gelingen. Gerade Diaspora ist immer kontextuell gewesen und wird es weiter sein. Christen sollen also vermittelnd auftreten, selbst nachdenklich

und nachdenklich machend, mit einem authentischen Lebenszeugnis, das auch die eigenen Schwächen und Unsicherheiten nicht verbirgt und den Willen zur eigenen Umkehr erkennen lässt, m. a. W.: mit der Bereitschaft zur Rechenschaftslegung in aller Bescheidenheit, wie sie der 1. Petrusbrief (vgl. 3,15) fordert. Da sind wir noch beim Üben, insbesondere weil wir kirchengeschichtlich erstmalig auf areligiöse Milieus von einer solchen Festigkeit stoßen wie die in Ostdeutschland oder Böhmen.

Für eine solche Rechenschaftslegung müssen die notwendigen Voraussetzungen gegeben sein, und dazu ist ein Hilfswerk, was es ist: ein Werk, das hilft. An erster Stelle steht das soziale Engagement der Christen. Worte sind wohlfeil und sind oft leer. Viele erwarten eine helfende Hand. So vermitteln wir konkret die Menschenfreundlichkeit Gottes. Umgekehrt begegnen wir im Not Leidenden Christus. Das ist Mission: Wir sind nicht nur die „Bringer Jesu“, sondern auch seine Spurenleser, die dem Gotteslamm zu folgen haben, wohin es auch geht (Offb 14,4), und das findet sich zunächst einmal besonders bei den Armen.

Ich denke aber, dass das Bonifatiuswerk sich auf einen anderen nicht minder wichtigen Sektor konzentrieren sollte. Diakonie ohne deutendes Wort bleibt unzureichend, denn – um Paulus zu zitieren: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt?“ (Röm 10,14). Diaspora soll doch sein: Saatgut, das auf die Felder gestreut gehört. Aller-

dings läuft heute kaum ein Sämann mit der Schüssel oder Saattuch vor der Hüfte auf das Feld, da braucht es Maschinen und Dünger, Pflanzenzucht und einen Bauernstand, der fast nur noch aus Spezialisten besteht.

Im Klartext: Man muss nur die Liste der jetzigen Verantwortlichen in Politik und Gesellschaft durchgehen und besonders den theologischen Kenntnisstand der ostdeutschen Christen mit denen in anderen Teilen des ehemaligen sozialistischen Lagers vergleichen und wird fast mit Händen auch die Erfolgsgeschichte des Bonifatiuswerkes greifen können. Die pluralistische Diaspora braucht nun umso mehr gut ausgebildete Verk ndigerinnen und Verkündiger, sie braucht Schulen und Hochschulen und sie braucht Räume, in denen der Austausch stattfinden kann. Ich denke daran, was in Ostdeutschland die Gründung einer katholischen Schule an Echo auf Seiten der Eltern, auch der nichtchristlichen, auslöst, und empfinde es als schmerzlich, dass es dabei oft nicht am Engagement, sondern an den nötigen Mitteln mangelt. Es braucht kirchliche Verlage, Buchhandlungen und nicht zuletzt Bibliotheken, um nur den Printbereich anzusprechen, und natürlich Leute, die das Geschäft kompetent betreiben. Es braucht Jugend- und Seniorenzentren, Akademien, Versammlungs- und Gemeinder ume aller Art. Es braucht Beratungsstellen für alle Lebenslagen, welche – leicht zu finden – in der Mitte und an den Brennpunkten der Städte liegen, was ohne hohe Mieten oft nicht mehr zu machen ist. Es braucht Mittel – ich nehme das Wort hier bewusst in den

Mund – für eine angemessene Vermarktung des christlichen Glaubens. Und es braucht eine dem allgemeinen Bildungsstandard einer Kultur entsprechende Ausbildung von Multiplikatoren sowie kluger, ja weiser Mediatoren, die sich auf das, was es im wahrsten Sinne des Wortes zu vermitteln gilt, verstehen: Theologie und ... – Naturwissenschaft, Kunst, Soziales, Politik etc. Heute kann das nicht mehr mit der linken Hand und im Nebenberuf gemacht werden. Es ist ein Drama, dass mit sinkender Priester- und Gemeindegliederzahl auch diese Kompetenzen zu versiegen drohen, nur weil die Mittel fehlen, das selbst in kleinen Gruppen oft erstaunliche Potenzial an guten, intelligenten und spirituell hoch motivierten Christinnen und Christen zum Einsatz zu bringen.

Es ist sicher werbewirksamer, auf Kirchbauten und Taufzahlen zu verweisen und Kinder zur Erstkommunion einzukleiden. Das soll ja auch keinesfalls schlechtgeredet werden. Aber wer eine Feier zur Lebenswende für nichtchristliche Jugendliche im Erfurter Dom miterlebt oder einen Schulgottesdienst, in dem ein hoher Prozentsatz Nichtchristen sind, wird einsehen, dass Tauf- und Gottesdienstbesucherzahlen zunächst einmal zweitrangige Kriterien sind. Da kann in offenen Diskussionen plötzlich Abwehr und Skepsis in Neugier und in eine fast unbändige Sehnsucht nach einem nicht alltäglichen Wort umschlagen, wie sich z. B. bei Jugendveranstaltungen gezeigt hat, als es um Themen wie Satanismus und Terrorismus ging.

So weit der Weg von uns zum anderen.

Aber wir sind in wachsendem Maße auch Empfangende. Erst kommt Gott, dann kommt der Missionar. Das lässt sich meines Erachtens leicht daran ablesen, dass Priester und Mitarbeiter in der Kasualseelsorge, also bei der Polizei, in den Gefängnissen und Krankenhäusern etc., also die Mediatoren „nach außen“, seltener der Resignation verfallen als die in der Gemeindegemeinschaft Tätigen. Offenbar kommt aus diesen Bereichen ein frischer Wind herangeht, welcher das Feuer heiliger Begeisterung wieder neu anfachen kann.

Es ist ein Geben und Nehmen. Ganz im

Sinne des von mir skizzierten heißen Pluralismus einer universalen Diaspora sind die anderen immer mit am Tisch des Wortes und des Brotes, virtuell oder real, reicht doch die ideologische, konfessionelle, säkulare oder pluralistische Diaspora bis in die Familien und Gottesdienstgemeinden hinein. Bei alledem sind die Felder zwar noch lange nicht reif zur Ernte, aber diasporagemäß gibt es einiges zu säen, zu pflanzen und zu gießen und – erlauben Sie mir das Bild – an manch interessanter Blüte zu schnuppern. Andere mögen später die Ernte einbringen, so Gott will. ■